

Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft
Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt
Band: - (2004)
Heft: 4

Artikel: Zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel : Fahrende Künstler
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-842812>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel

Fahrende Künstler

Nicht nur trieb sie der Beruf der Fahrenden umher, sondern auch die Bürger, die Sesshaften, die sie nicht in ihren Städten litten. Sie sahen die Gaukler, Komödianten, die Bärenführer und andere Attraktionen gerne an ihren Märkten und Festen, bezahlten, lachten und staunten über sie. Doch am Tag danach, wenn der Alltag wieder in die Stadt Einzug gehalten hatte, dann, ja dann hatten die Fahrenden selbstverständlich das Feld zu räumen und die Stadt auf dem direktesten Weg zu verlassen.

Nehmt die Wäsche von der Leine ...

... die Komödianten kommen, lautete eine Berufsweisheit der Schauspieler und Artisten, die noch heute Allgemeingut ist

und gelegentlich – je nach Temperament – ironisch, zornig oder deprimiert geäussert wird. Sie verweist auf jene Zeit, als die Komödianten, Gaukler, Seiltänzer und Quacksalber noch kein Stadtrecht besaßen, feste Aufführungsstätten in den Ortschaften fehlten und sie zu Fuss oder in dem durch Thomas Mann in die Literatur eingegangenen «grünen Wagen» plötzlich ins Dorf oder in die Stadt einzogen.

Keine Anschlagzettel, keine PR-Kampagne und keine Zeitungsnotizen hatten auf ihr Kommen hingewiesen. Plötzlich und unverhofft erschienen sie vor den Stadttoren oder am Dorfeingang. Lediglich ihr schlechter Ruf eilte ihnen voraus, die Bewohner aufschreckend, die ihre Besitztümer umgehend vor der Armut der Fahrenden in Sicherheit brachten. «In diesem Augenblick hörte

man deutlich von der Strasse her das Schmettern einer Trompete und dazwischen Paukenschläge. (...) es waren (...) zwei Männer und eine Frau, die bunt und phantastisch aufgeputzt ihren Umritt hielten. «Hunderte von Neugierigen drängten ihnen nach» schilderte Theodor Fontane in Grete Minde ihren Einzug in die Kleinstadt. Die Fahrenden brachten Aufregung in die Ortschaften, in diese festgefügt, überschaubaren und geregelten Gemeinwesen, mit ihnen verband sich eben auch Abwechslung, die begehrte Aufregung in einem ansonsten eintönigen Dasein.

Romantik ist es nicht

Nicht romantische Verklärtheit, wie sie die bildende Kunst des 19. Jahrhun-



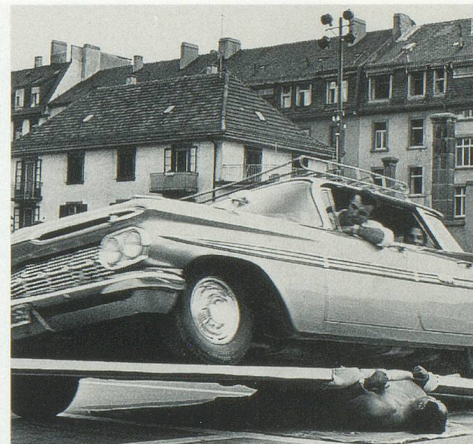
derts so suggestiv beschwor, trieb die Gaukler auf die Strasse, sondern ausschliesslich der Kampf um das liebe Brot. Noch 1910 widersetzte sich Waldemar Otto, Chefredakteur der Fachzeitschrift «Der Artist» jeglicher Verklärung des Artistenstandes: «Für den naiven Zuschauer umgibt die Künstler des Zirkus und des Varietés eine eigenartige Romantik, geblendet durch den Glanz von äusserem Tand. (...) Der Artist selbst spürt aber nichts von solchen märchenhaften Herrlichkeiten. Sein ganzes Dasein ist ein steter Kampf. Wohl werden (...) die merkwürdigsten Abenteuer und Erlebnisse erzählt, doch empfiehlt es sich, davon so wenig wie möglich für wahr zu halten. Denn das Künstlerleben ist in Wirklichkeit bare Prosa. Mühe und Qual – nichts weiter.»

Keine Heerscharen vagabundierender Genies bevölkerten jahrhunderte-

Das Clara Varieté

Die Varieté-Tradition in Basel geht auf Karl Küchlin zurück, dem die Regierung im Jahre 1900 die Erlaubnis erteilte, anstelle seines in Freiburg niedergebrannten Colosseum-Theaters «ein ebensolches Etablissement» in der Cardinalhalle in der Freien Strasse einzurichten. Dies war neu für Basel, denn bisher wurden Varieténummern nur durch Schaubudenbesitzer, Wanderzirkusse und reisende Theater gezeigt.

1908 erfolgte eine zweite Erlaubnis zur Führung eines Varietés, an der Clarastrasse 38. Gesangs- und Possenensembles, Komödien- und Singspieltruppen in trachtenähnlicher Kostümierung bestritten das Hauptprogramm. Im gleichen Jahr nahm an derselben Strasse das Speise- und Konzertlokal Löwenbräu St. Clara



seinen Betrieb auf. 1929 wurde das Haus zum eigentlichen Clara Varieté-Theater umfunktioniert. Internationale Spitzenstars fanden sich ein, Artisten, Clowns, Parodisten, Tänzerinnen, Soubretten, Hellseher, Kraftmenschen, Jongleure, Revuegirls, Messerstecher, Bauchredner, und Magier. Aber auch Seelöwen, Schlangen und Bären rissen das Publikum zu eigentlichen Begeisterungstürmen hin.

Tempi passati – 1968 senkte sich zum letzten Mal der Vorhang. Das letzte Varieté der Schweiz musste seinen Betrieb schliessen – die Konkurrenz durch Stripteasebars und Nachtclubs war zu gross.



lang die Wege und Strassen dieser Welt, sondern Armut, Arbeitslosigkeit, Krieg oder jugendliches Draufgängertum hatten Männer, Frauen und Kinder auf die Strasse getrieben, auf der manche von ihnen mit künstlerischem Geschick ihren Lebensunterhalt verdienen konnten. Die reisenden Gruppen waren aus ökonomischen Gründen beschränkt auf Einzelne oder Familienmitglieder. Der Bärenführer reiste nicht mit dem Seiltänzer, ein Puppenspieler nicht mit dem Bänkelsänger. Denn jeder hätte dem anderen das spärlich fliessende Geld der Sesshaften halbiert. Nur selten vereinigten sie sich zu grösseren Verbänden von fünf bis zehn Personen. Doch auch hier diktierte der mögliche Verdienst den Zusammenhalt: Die reisenden mittelalterlichen Ärzte etwa, die Quacksalber, verbündeten sich häufig mit Possenreissern und Artisten, die die Zuschauer animierten und die Kunden von dem durchaus blutigen Tun ablenkten.

Attraktionen und Sensationen, noch und noch

So zogen die fahrenden Künstler von Ort zu Ort, von Konzilien, Märkten, Freischiessen und Versammlungen. Grosse Jahrmärkte zogen sie an wie Magnete, denn ausser dem Handel wollte dort der Bürger auch dem Vergnügen



fröhen. Auch in Basel bedeutete Messe von jeher nicht nur Gross- und Kleinhandel von Waren jeglicher Art, sondern sie war und ist auch immer mit Volksbelustigungen verbunden. Anfänglich gab man sich mit Wettläufen, mit Gabenschüssen, Pferderennen, Kegeln und Lotterien zufrieden. Besonders die Glücksspiele lockten die Zu-



Der Herr der Bewilligungen

Der Basler Polizeileutnant Haller, dem die Beaufsichtigung der Messe oblag, hatte es sich zum Grundsatz gemacht, nur die allerbesten Schaugeschäfte zuzulassen, und pflegte deshalb andere Messen zu besuchen, wo er seine Wahl traf und die Besitzer von Schau-buden, die ihm besonders zusagten, zur Beteiligung an der Basler Messe aufforderte. Dabei liess er es aber keineswegs bewenden, sondern er sorgte auch auf dem Messeplatz selbst in einer ganz ungewöhnlichen Weise für die Aufrechterhaltung der Ordnung und der Sauberkeit.

So hatte sich der Polizeileutnant anno 1875 das Weissersche Karussell angesehen und dabei bemerkt, dass die Messingteile nicht so blank geputzt waren, wie er es für nötig hielt. Er schickte deshalb am anderen Morgen sechs Dienstmänner mit dem nötigen Putzzeug auf die Messe, um die Metallteile zu reinigen. Als an dem Karussell alles blitzte und blinkte, überreichte Haller dem Besitzer die Rechnung, die dieser unter Zähneknirschen begleichen musste.

Die Diskussionen sind die alten geblieben: Heute wie vor über 100 Jahren war und ist es der Herr der Messe, der über Sein oder Nichtsein der Schau-steller das Sagen hat.

schauer in die Rheinstadt. Zur Messezeit wurden die verlockenden Gewinne am Rathaus und an der Rheinbrücke angeschlagen und die Besucher dadurch animiert, möglichst viele Lose zu kaufen. Es dauerte nicht lange und die Basler Messe zog fahrendes Volk mit wilden Tieren in die Stadt, Seiltänzer, Gaukler, Taschenspieler, Quacksal-

ber, Bänkelsänger, Flohdresseure und was das Herz begehrt. Sie erfreuten die Besucher mit ihrer Akrobatik, Dressuren und Zaubereien, mit Missgeburten, Theater und orientalischen Klängen. Bereits 1602 wurde an der «Basel Mess einem Comoedianten erlaubt, drey Tag zu spielen». 1649 versetzte «ein wunderlicher Wassertüncker» das Volk in Staunen. Dieser «trank fast ein Züber mit Wasser aus, gab hernach anstatt des Wassers allerhand heraus, wie Wein, rot und weiss, Bier, Rosenwasser und Brandtenwein.» Dann war es 1693 ein Elefant, der «in allerhand Künsten geübt war. Konnte mit dem Rüssel einen Ton von sich geben, gleich einer Trompete. Item mit demselben schoss er ein Pistolen los, zog auch Geld und anderes den Leuten aus den Säcken.» Ein Jahr später rissen französische Luftspringer die Basler von den Stühlen. Seltsame Kreaturen ohne Hände und Füsse, bedauernswerte Geschöpfe ohne Unterleib, affenartig behaarte Men-

schen stellten sich zur Schau – zum Gaudi des Publikums, das zwischen Faszination und Ekel schwankend seinen Obolus entrichtete. Ein chinesischer Künstler liess durch einen Zuschauer seinem Kompagnon den Kopf abhauen, worauf der grosse Meister dem Geköpften das Haupt wieder aufsetzte, als wäre nichts geschehen. 1781 war es eine Riesin aus der Bretagne, ihr Leib so dick wie drei starke Männer, die die Gemüter erregte. Und endlich war es 1908 der Riese Pisjakoff, der auf der Messe debütierte und der grösste Mensch der Welt war. Er wog nicht weniger als 188 Kilo. Im Gasthof beanspruchte der Riese zwei Betten und verschlang die dreifache Portion eines normalen Menschen.

Gemessen an der Zahl der Krämer waren die Schausteller aber immer stark in der Minderheit. Dass sich zur Messezeit «viel herrenlos Gesind allhier einschleichen möchte» war weiter kein Wunder. Die Obrigkeit erliess deshalb



besondere Vorsichtsmassnahmen und verlangte die Überwachung der Durchreisenden. Trotz dieser Vorkehrungen gelangten immer wieder allerhand «Vögel» in die Stadt. Wer bei Diebereien oder anderen krummen Geschäften erwischt wurde, wurde hart bestraft, an den Pranger gestellt, ausgepeitscht, ein Zeichen auf die Stirn gebrannt und aus der Stadt verwiesen.

Moritatensänger – eine vergessene Kunst

Nicht wegzudenken von der Messe waren die so genannten «Moritaten», die allerdings um 1930 von der Stadt verboten wurden, weil «sie die Kinder zu stark aufregten». Die Anziehungskraft derselben war auf alle Fälle enorm, vor allem die «Helgen» hatten es dem Publikum angetan. Drei oder vier Leinwandrollen wurden an einer Stange befestigt und dann entrollt, jede Rolle etwa in 12 Quadrate unterteilt, auf denen die verschie-

denen Phasen eines Verbrechens aufgezeichnet waren. Das letzte Bild oder Helge zeigte immer und zwingend einen Geköpften oder Gehängten, der seine Geliebte oder seine ganze Familie meuchlings ermordet hatte. Selbstverständlich, wie sich das für eine echte Moritat geizt, wurde das Ganze mit Drehorgel und gesungenen Texten untermalt.

Politisch unkorrekt aber nicht weniger faszinierend war die uralte Negerin, zumindest erschien sie der Menge so, die es meisterhaft verstand, mit ihrer Wahrsagerei die Leute in ihren Bann zu ziehen. Für 20 Rappen verkaufte sie einem ein Stückchen Hoffnung auf bessere oder glücklichere Zeiten. Im Variété auf dem Kasernenareal finden wir sie noch, die Wahrsagerin, die aus der Hand liest und darin sieht, dass uns das Glück ganz bestimmt hold sein wird. Wer kann hier noch zögern, sie für eine gnädige Zukunft mit zwei Franken zu entschädigen? Knausern liegt nicht

drin, denn – Hand aufs Herz – schwingt nicht im Innersten die Angst mit, sie könnte sonst mit einem bösen Zauber Unglück über uns bringen?

Das Leben ist die Strasse

Schaustellerfamilien reisten mit ihren Schaubuden durch die Lande, Völkerschauen wurden präsentiert, wie etwa Liebestänze aus einem Negerdorf, Albinos wurden als nordische Eismänner verkauft und alle 30 Minuten verbrutzelte ein Schaubudenartist auf dem «Elektrischen Stuhl». Und heute? Die Attraktionen haben sich im Laufe der Zeit geändert, aber eines gilt doch nach wie vor: Wichtig ist nicht, was echt ist, sondern was echt genug erscheint. So braucht es gewiefte Rekommandeure, die dem Publikum ein X für ein U vormachen können, denn die Konkurrenz ist gross, der Markt ist klein und man muss sich etwas einfallen lassen. Zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel:



Moggedaig und Mässmogge

Der «Moggedaig», ein warmer Zucker-
teig für Messmocken, in welchen «der
letzte Centime investiert wurde»,
gehörte einst zum «Muss» eines jeden
Schulkindes. Aber schon zu Beginn der
30er Jahre des letzten Jahrhunderts
stand die «klebrige Masse» nicht mehr
hoch im Kurs. Adolf Zinsstag, Basels
berühmter Goldschmied, beklagte sich
schon damals und fragte, ob der



Moggedaig wohl entthront sei. Es sei
fast anzunehmen, denn in seiner
Jugend hätten zu Hause während vier-
zehn Tage alle Türfallen geklebt und
jetzt, da er selber sechs Kinder habe,
sei ihm dies noch nie aufgefallen.

Es war gegen Ende der 1860er Jahre,
als zwei alte französische Zuckerko-
cher auf der Basler Messe eintrafen. In
Basel fanden die zwei Alten ein sehr
lohnendes Arbeitsfeld. An der Grenze
von zwei Ländern, wo die Rohware
bedeutend teurer war als hier, konnte
sich bei gleich hohem Verkaufspreis,
aber viel billigerer Beschaffung des
Rohmaterials, ein sehr erträgliches
Geschäft machen lassen. In ihrer Zelt-
bude aus Segeltuch zogen sie aus
dem warmen Zuckerbrei lange dünne
Zuckerstengel.

Das Geschäft florierte und 1869 er-
schienen erstmals eigentliche Confi-
seure auf der Messe. Aber das Ziehen
der langen Stängel, die noch warm
verkauft wurden, brauchte Zeit, Zeit,
die den grossen und kleinen Schleck-
mäulern zu lange schien, Zeit, die die
Zuckerbäcker lieber in den Verkauf
als ins Herstellen investieren wollten:
Und da kamen die Confiseure auf
die Idee, kurze und dickere Stängel
vorzufabriken und sie in harter und
erkalteter Form zu verkaufen – der
Mässmogge, wie wir ihn heute kennen,
war aus der Taufe gehoben.

Gaukler und Feuerschlucker, die dicke
Bertha und die Frau ohne Unterleib,
von Ort zu Ort fahrend, angegafft als
achtes Weltwunder können ein Lied da-
von singen. Keine festen Gagen sichern
ihnen ein bescheidenes Einkommen,
der kreisende Hut unter den Zuschau-
ern bestimmt über den Menüplan der
«Artisten».

Die Messe überdauert, mit unter-
schiedlichen Standorten und auch zu
Beginn des 21. Jahrhunderts fiebern die
Basler der Herbstmäss entgegen, den
kleinen und grossen Attraktionen. Jahr
für Jahr zaubern uns die Resslerhythmi-
sik, der Glitter und Lichterglanz, die
Buden, der Duft der Rosenkiechli und
der gebrannten Mandeln ein Stück
Jugenderinnerung hervor. Neben dem
Gedränge und dem Gedröhn neuester
Bahnen finden wir sie, die versponne-
nen Ecken, das Varieté mit seinen abge-
wetzten Sitzen, die Kettelibahn – eben –
die Messe – wie sie zum Glück immer
noch ist.

Verwendete Literatur

Trachsler Beat, *D Mäss lytet yy, Helgen und
Väärs vo der Baasler Mäss*, GS-Verlag Basel,
Basel 1998

Jansen Wolfgang, *Das Varieté, Die glanzvolle
Geschichte einer unterhaltenden Kunst*, Edition
Hentrich Berlin, Berlin 1990

Matti Evi und René, *Engeler Johnny, Aloha
Basilea*, Buchverlag Basler Zeitung, Basel 1995

Meier Eugen A., *Festfreudiges Basel*, Buchverlag
Basler Zeitung, Basel 1992

Zinsstag Adolf, *Helge und Gschichte us em alte
Basel*, im eigene Verlag, Basel 1964



Der billige Jakob

Zu den Zeitgenossen der fahrenden
Leute gehören nicht nur die Schau-
steller und Universalkünstler, sondern
auch die Strassenverkäufer, die ihre
Mitmenschen mit seltener Ware und
noch seltsamerer Redekunst be-
glücken: Die Männer mit ihrem gewal-
tigen Rednertalent schwelgen über ei-
ne Spezialtinktur gegen Fusssschweiss
und loben in nicht enden wollenden
Superlativen die hervorragenden
Eigenschaften eines Wichsbürstchens.
Wer kennt ihn nicht, den Mann in der
Küchenschürze auf dem Petersplatz,
seinen Gemüsehobel in den höchsten
Tönen preisend. Er raffelt und raffelt
und reisst dabei seine Witzchen.

Es bildet sich eine Menschentraube,
die ihm gebannt auf die Finger schaut.
Das Ganze: ein vermeintlich Kinder-
spiel und – für den Schnorrer – ein
Kassenschlager. Es ist fast anzuneh-
men, dass in jedem zweiten Basler
Haushalt, irgendwo in der hintersten
Ecke der Küchenschublade einer die-
ser «Höllenhobel» in der Versenkung
langsam Rost ansetzt.